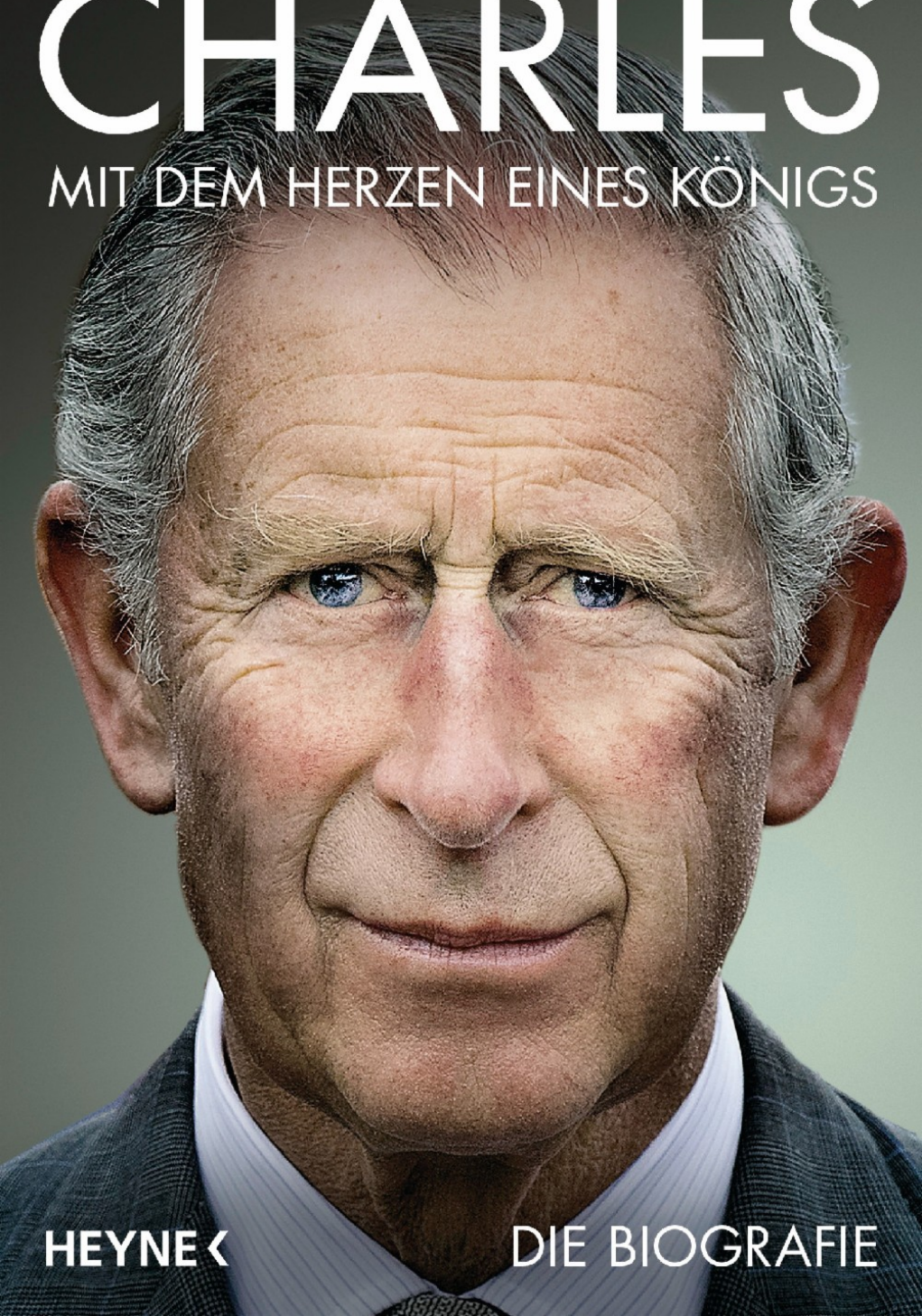


CATHERINE MAYER

CHARLES

MIT DEM HERZEN EINES KÖNIGS



HEYNE <

DIE BIOGRAFIE

HEYNE <

CATHERINE MAYER

CHARLES

MIT DEM HERZEN EINES KÖNIGS

DIE BIOGRAFIE

Aus dem Englischen von Barbara Steckhan,
Christa Prummer-Lehmair, Sabine Lohmann
und Andreas Gressmann

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien 2015 bei WH Allen, einem Imprint von Ebury Publishing, London, unter dem Titel: *Charles. The Heart of a King*.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

›Always Look On The Bright Side of Life‹: Words and Music by Eric Idle
Copyright © 1990 Python (Monty) Pictures Limited. Universal Music
Publishing Limited. All Rights Reserved. International Copyright Secured.
Used by permission of Music Sales Limited.

›These Hands‹: Words and Music Copyright © Dave Gunning.
Used by permission.

Copyright © 2015 by Catherine Mayer
Catherine Mayer has asserted her right to be identified as the author of this
work in accordance with the Copyright, Designs and Patents Act 1988
First published by WH Allen, an imprint of Ebury Publishing, London.
WH Allen is part of Penguin Random House UK.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
<http://www.heyne.de>

Redaktion: Boris Heczko, Berlin, und Angela Kuepper, München
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
nach einer Originalvorlage von Two Associates, London

Umschlagfoto vorne: © Nadav Kander/Trunk Archive
Umschlagfoto hinten: © Tim Graham/ Getty Images
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2015

ISBN 978-3-453-20097-5

Für Andy, auf ewig

Inhalt

Vorwort.....	9
Kapitel 1: Ein Tag aus seinem Leben	39
Kapitel 2: Im Schatten der Mutter.....	66
Kapitel 3: Ein Prinz unter Menschen	95
Kapitel 4: Der Herzbube.....	119
Kapitel 5: Unter Wölfen	150
Kapitel 6: Vertrauen und Zuversicht	182
Kapitel 7: Regent im Wartestand	202
Kapitel 8: Architektur-Kontroversen	228
Kapitel 9: Der Ritter des Commonwealth	249
Kapitel 10: Eine Trumpfkarte im Ausland	270
Kapitel 11: Harmonien und Disharmonien.....	297

Kapitel 12: Gibt es Alternativen?	315
Kapitel 13: Der König schütze Gott	332
Kapitel 14: Heilige Räume	347
Kapitel 15: Glücklich und in aller Munde	364
Kapitel 16: Könige von morgen.....	382
Ausblick	400
Anhang	423
Anmerkung der Autorin	423
Dank	436
Auswahlbibliografie	439
Bildnachweis	444
Anmerkungen	446
Register	471

Vorwort

*Willst du ein Fürst sein, so wie ich einer bin,
Rüge nicht meine Tat, sie war in deinem Sinn,
Denn seh ich hier Knechtschaft, denk ich, es ist die Pflicht
Eines Königs, dass er das Unrecht richt’.
Nun bracht ich die Hilfe, die doch dein Amt wär’,
Und bin so im Grunde deines Volkes wahrer Herr.*

John Dryden, *Almanzor and Almahide or The Conquest of Granada*

Der Prinz ist ein vollendeter Gastgeber. Dank jahrzehntelanger Übung hat er sich einen reichen Schatz nützlicher Tricks erworben, um seinen Gästen die Scheu zu nehmen. Seine hellen Augen wirken niemals unaufmerksam. Er hört konzentriert zu und speichert kleine Brocken an Informationen für den späteren Gebrauch. Er stimmt sich in Gesprächsthema und Ton voll und ganz auf sein Gegenüber ein und revanchiert sich für geschenktes Vertrauen mit kurzen Einblicken in sein eigenes Leben – nichts Intimes, einfach nur amüsante Anekdoten oder trockene Schilderungen des Leids von Eltern, in jüngerer Zeit auch häufiger glückliche Momentaufnahmen über die Freude an seinem Enkelkind –, um einen Kontakt herzustellen und gemeinsame Erfahrungen auszutauschen.

Letzteres dürfte an diesem Abend im September 2014 nicht einfach sein. Seine vierundzwanzig Gäste stammen aus Frankreich, Po-

len, Russland, Spanien, Südafrika, Taiwan, den Vereinigten Staaten, Usbekistan und verschiedenen Ecken Großbritanniens. Sie haben nur wenig gemeinsam – abgesehen davon, dass sie der Menschheit grundsätzlich Gutes wollen und dass etwa die Hälfte der Versammelten, die an diesem Abend im Tapestry Room in Dumfries House an ihrem Cocktail nippen, einen erstaunlichen Anteil am Reichtum dieser Welt besitzt. Böse Zungen in Charles' Belegschaft haben für diese Begüterten, die er in regelmäßigen Abständen zu Abendempfangen bittet, längst einen Namen geprägt: »Bond-Schurken«.

Seine Mitarbeiter sind dazu angehalten, potenzielle Spender zuvor gründlich zu durchleuchten, und so verkörpert auch dieses Grüppchen keinesfalls den Typ des Schurken als den des Menschenfreunds; die Gäste scheinen weniger daran interessiert zu sein, die Welt zu beherrschen, als ihr zu helfen. Sie fördern das Gute, sind Geldgeber bei Stiftungen, Mäzene für musische und bildende Künstler. Ein Mann bezeichnet sich als Kunstsammler. »Irgendeine besondere Richtung?« – »Ja«, antwortet er lässig, »alles, was mir gefällt.«

In Dumfries House hängen neben den Werken alter Meister Aquarelle des ältesten britischen Thronerben. 2007 scharte der Prinz ein Konsortium um sich, um dieses palladianische Anwesen in Schottland zu kaufen, und ersparte ihm damit (ergänzt durch ein paar unschöne Seitenflügel) eine Zukunft als Wellnesshotel und die Versteigerung seiner einzigartigen Sammlung von Chippendalemöbeln. Charles hat Dumfries House zu einem Paradebeispiel für den Denkmalschutz gemacht, zugleich dient es ihm als Basis für seine Stiftungen und Initiativen – beides Dinge, für die man Geld braucht.

Deshalb gibt es ein Mittagessen mit dem Prinzen in Dumfries House auch nicht umsonst, geschweige denn eine Abendeinladung. Die Cocktails vor dem Dinner trinkt man vor dem Hintergrund ausgelassener Gelage an der Wand. Die zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in den Werkstätten von Leyniers-Reydams gestickten flämischen Gobelins wurden zur Restaurierung fortgeschickt und durch nahezu identische Kopien ersetzt. Und so sehen wir Bacchus im Kreistanzender Mädchen und Günstlinge in eben jener glückseligen Selbst-

vergessenheit, die Prinz Harry im Jahr zuvor in die Regenbogenpresse gebracht hatte. (»Hier sind sie«, verkündete die Schlagzeile der *Sun* über einem grobkörnigen Bild des nackten Prinz Harry, der sich bei einer Partie Strippoker in einem Hotel in Las Vegas die Hände vor seine »Kronjuwelen« hält.) Einige Gäste dieses Abends haben bereits ihre Schatullen geöffnet und die Stiftungen des Prinzen mit Beiträgen unterstützt. Nun sind sie geladen, um enger an die Organisationen gebunden zu werden. Die anderen werden im Verlauf dieser Einladung, zu der ein Essen, eine Besichtigung des Hauses und am folgenden Tag ein von Charles persönlich angeführter Gewaltmarsch durch die Ländereien gehören, hoffentlich ihrem Beispiel folgen.

Während der Cocktails unterhält er seine »Bond-Schurken« mit harmloseren Anekdoten aus Harrys Kindertagen, ohne seinen Stolz, seine Zuneigung und sein leises Staunen zu verhehlen. Trotz all seiner Jovialität, seiner Witze und seiner Freude am Absurden, die ihn auf Harrys dreizehntem Geburtstag hemmungslos lachen ließen, als er mit Emma Thompson Filzbälle mit Klettbandhüten aufzufangen versuchte, ist Charles ein ernster Mensch. Sein jüngerer Sohn lebt für den Augenblick. Das ist schwer genug, wenn die Zukunft schon weit im Voraus und in stündlichen Abschnitten festgelegt ist, doch für jemanden mit Charles' Charakter und Erfahrungen ist es noch weit schwieriger.

Enthüllend wirkt ein Witz, den er so oft erzählt, dass er wie seine zwei Paar gewichsten und polierten und im Lauf der Jahrzehnte ausgetretenen Alltagsschuhe Patina angesetzt hat. Sein Timing ist gut, und seine modulationslose Sprechweise kommt ihm dabei ebenso zustatten wie seine unerschütterliche Miene. (Freunde und Mitarbeiter imitieren gelegentlich seine Stimme und den stoischen Gesichtsausdruck, bei dem er lediglich den linken Mundwinkel herunterzieht, wenn ihn etwas bewegt.) In einem anderen Leben hätte Charles sich als schräg aussehender Teenager mit Segelohren und einem für die große Windsornase zu schmalen Gesicht vielleicht für eine Laufbahn als Komiker entschieden. So aber wuchs er hinein in die Komödie eines Umfelds, das mit dem Leben gewöhnlicher Sterblicher

nichts zu tun hat, und lernte, seine Verwirrung in unterhaltsame Routine umzulenken. Der Mann, der davon ausgeht, eines Tages über das Vereinigte Königreich und fünfzehn andere Staaten der Commonwealth Realms zu herrschen, bedient sich des Humors, um trockene Ansprachen aufzulockern oder seine Gäste zu unterhalten. Inzwischen geschieht das voller Selbstbewusstsein, denn er fühlt sich wohl in seiner Haut, die ihm mit dem Alter immer besser zu passen scheint – am 14. November 2014 wurde er sechshundsechzig. Er ist wortgewandt, schlagfertig und kann äußerst geistreich sein. Aber immer wieder erzählt er den gleichen abgedroschenen Witz.

»Wenn Sie befürchten, auf einer einsamen Insel zu stranden – vielleicht fliegen Sie gerade in einem Leichtflugzeug über die Südsee –, sollten Sie dafür sorgen, dass Sie einen Cocktailshaker im Gepäck haben und dazu einen zusammenfaltbaren Becher wie bei der Armee, ein kleines Glas Oliven, einige Cocktailspieße, eine kleine Flasche Wermut und einen Flachmann mit Gin oder Wodka«, rät er den Zuhörern. »Wenn das Unglück es will, dass Sie wie Robinson Crusoe ganz allein auf einer verlassenen Insel stranden, brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Sie packen einfach Ihre Zutaten für den Martini aus und mixen sich einen Drink.«

Er verstummt einen Moment, um auf die kommende Pointe vorzubereiten. »Und ich garantiere Ihnen, in der nächsten Minute springt jemand aus dem Gebüsch und ruft: ›Nein, ein richtiger Martini wird anders gemixt!‹«

Stets erntet er damit herzliches Lachen, mehr, als vielleicht angebracht wäre. Aber dies ist das wirklich Komische an den Royals: Sie erleben die Welt nur ganz selten wie wir gewöhnlichen Sterblichen, weil sie sich durch ihre Gegenwart verändert. Der Prinz kennt die Menschheit von ihrer besten Seite und von ihrer schlechtesten – kriecherisch, geistlos, fordernd. Dass man jede seiner Äußerungen mit Applaus bedenkt und auf seine Witze mit lautem Gelächter reagiert, ist er gewohnt.

Doch die Münzen, die den Kopf seiner Mutter zeigen, haben auch eine Kehrseite. Ganz offenbar gibt es immer jemanden, der aus dem

Gebüsch springt und ihm erklärt, er könne keinen richtigen Martini mixen. Kommentare und Kritik verfolgen ihn im Lauf seines Lebens wie vorwurfsvolle Kammerdiener. Nie wurde ihm der Luxus zuteil, unbemerkt von anderen etwas auszuprobieren und zu scheitern. Als er zum ersten Mal eine Meinung äußerte, musste er entdecken, dass er wie durch ein Megafon sprach. Als die dünnen Bande seiner ersten Ehe brüchig wurden, fand er sich weithin missverstanden. Dabei hatte er bereits auf unvergessliche Weise seinem Unbehagen Ausdruck verliehen, als ein Interviewer nach der Bekanntgabe ihrer Verlobung fragte, ob er und Lady Diana Spencer »verliebt« seien. »Natürlich«, antwortete Diana. »Was immer das heißen mag«, fügte ihr Verlobter mit versteinertem Gesicht hinzu.

In seiner Unfähigkeit, die Frau zu lieben, die ihre Rolle in der Öffentlichkeit später zu Recht als die der »Königin der Herzen« bezeichnete, trat Charles sowohl als Joker wie auch als Bube in Erscheinung.¹ Er beging nicht den Fehler, in seiner Lehrzeit als König, die sich durch die Langlebigkeit seiner Mutter nun schon über mehr als ein halbes Jahrhundert hinzieht, nichts Bedeutendes zu leisten, und wird stattdessen getadelt, zu viel zu tun. Er ist ein Amateur, wagt sich in Gebiete vor, für die ihm die Fachkenntnisse fehlen. Und er mischt sich ein, ungeachtet der verfassungsrechtlichen Vorgaben, sich aus politischen Prozessen herauszuhalten. Wenn er den Thron besteigt – was er mit zunehmender Ungeduld herbeifieht –, dürfte er als König Charles III. einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Vereint mit der Frau, die er liebt, verfolgt er voller Zuneigung, wie sich seine Söhne ihr eigenes Reich aufbauen. Er hingegen verfügt über ein karitatives Imperium, das eine Vielzahl von ihm geleiteter Initiativen und Kampagnen vereint, und wahrscheinlich ist er zufriedener denn je. Manchmal genießt er sein Leben. Charles kann ein ausgezeichneter Gesellschafter sein, trotz oder vielleicht sogar wegen seiner Witze, die er mit Talent zu erzählen weiß. Der Prinz wird nicht nur oft imitiert, sondern kann auch hervorragend andere imitieren. »Er hat die Fähigkeit, sein Gesicht zu verändern«, sagt sein Cousin und Patensohn Timothy Knatchbull. »Er hat es wirklich heraus, an-

dere nachzuahmen. Entweder man kann es, oder man kann es nicht. Bei der Königin ist es ähnlich; zweifellos hat sie das Gen an ihn weitergegeben.«²

Der Prinz spricht mehrere Sprachen, verfügt über ein gewaltiges Wissen auf den verschiedensten Gebieten, ist ein respektabler Aquarellmaler und ein versierter Gärtner. Die Royals sind bekanntermaßen Pferdenarren, doch Charles hat eine Leidenschaft für Schafe. Als ihm bei einem Empfang im St James's Palace Emma Sparham vorgestellt wurde, die sich mithilfe des Prince's Trust hatte selbstständig machen können, erwähnte sie die seltene Rasse, die sie züchtet. »Wenn man ›Soay‹ sagt, wissen vielleicht fünf Menschen von hundert, was es bedeutet«, meinte sie später. »Aber er kannte die Rasse, er wusste, von welcher Insel sie stammen und welche Eigenschaften sie haben. Er fragte, ob ich sie einfangen kann, denn sie sind dafür bekannt, dass das bei ihnen kaum jemand schafft.«³ Der Prinz hält an verschiedenen seiner Wohnorte Schafe; er hat Kampagnen für eine bessere Akzeptanz von Wolle und Hammelfleisch geführt. Im Jahr 2012 verlieh ihm der britische Schafzüchterverband für seine herausragenden Beiträge zum Wohl des Schafes den George Hadley Memorial Award.

Charles hat ein freundliches Wesen. Er verfolgt die Entwicklungen im Privatleben der Menschen in seinem Umkreis und erkundigt sich nach ihren Angehörigen. Er ist bestrebt, bei Anlässen zugegen zu sein, die ihnen wichtig sind. Bei den Trauerfeierlichkeiten für seinen Schwager Mark Shand im Mai 2014 war Charles so »außergewöhnlich einfühlsam«, Tee zu kochen und sich voller Anteilnahme um die anderen zu kümmern, sagt Ben Elliot, ein angeheirateter Neffe des Prinzen und Mitbegründer der Quintessentially Group.⁴

Charles bereitet Freunden und Menschen, die er bewundert, gern eine Überraschung. So veranstaltete er in Clarence House eine Party zum achtzigsten Geburtstag des Bühnenauteurs Ronald Harwood und der Schauspielerin Maggie Smith. Er weckt in anderen Ergebenheit, gelegentlich mehr, als gut für ihn ist. Und er ist außerordentlich treu, manchmal gegenüber den Falschen. »Er ist ein sehr empfindsamer Mensch, gefühlsmäßig ungeheuer wachsam. Er hat sensible Anten-

nen, bekommt alles mit«, sagt Ian Skelly, ein BBC-Journalist, der Prinz Charles oft beim Redenschreiben assistiert und gemeinsam mit ihm ein erstaunliches Buch verfasst hat. »Denn letztlich steht er immer wieder vor der Frage, ob es jemand ehrlich meint oder ihm nur etwas vorsäuselt.«⁵ Wenn Charles sich erkundigt: »Und was machen Sie?«, geschieht dies bei ihm im Gegensatz zu anderen aus seiner Familie als Ausdruck eines echten Interesses.

Hilfsbereitschaft ist bei ihm schon geradezu eine Obsession, wie die über fünfundzwanzig von ihm gegründeten Stiftungen zeigen. »Jede einzelne ist die kleine Initialzündung einer Flamme, die Licht ins Dunkel bringt«, sagt Lord Sacks, Großbritanniens ehemaliger Oberrabbiner. Er spricht dem Prinzen sogar Größe zu. »Das ist kein Begriff, den ich leichtfertig verwende. Wirklich nicht. Wissen Sie, warum ihn die Öffentlichkeit nicht als den sieht, der er ist? Weil uns ›Größe‹ kaum noch etwas bedeutet. Wir interessieren uns allein für Prominenz.«⁶

Doch Charles, im wahrsten Sinne des Wortes ein Prophet, der im eigenen Land nichts gilt, kann seine eigenen Leistungen nur selten würdigen. Für ihn ist das Glas nicht halb voll, sondern halb leer. Ein Mitglied seines engsten Kreises bezeichnet den Prince of Wales als »Prince of Wails«, den »traurigen Prinzen«. Ein anderer Vertrauter berichtet, dass Charles rasch explodiere. »Royal in Rage nenne ich ihn. Hier kommt der Royal in Rage.« In den dunkelsten Momenten seines Lebens litt er unter tiefer Verzweiflung. Selbst jetzt, in der Blüte seiner späteren Jahre, zitiert er endlose Listen von Ungerechtigkeiten und kann auch bei einem der seltenen offiziellen Gesprächstermine kaum einen anklagenden Unterton vermeiden. »Bei jedem meiner Projekte musste ich zunächst mit einer Menge Menschen reden, die mir mit allen möglichen Vorurteilen begegneten.«⁷

Diesen Vorurteilen wollen wir in der vorliegenden Biografie nachgehen, um zu den viel interessanteren Wahrheiten vorzustoßen. Ein guter Ansatzpunkt ist die Frage nach den Mechanismen, die die Wahrheit verbergen. Der Prinz beschuldigt oft eine feindselige Presse, und sicherlich zu Recht. Doch hinzu kommt eine komplexe Ge-

mengelage, geprägt durch den sozialen Wandel und die Herausforderung der Globalisierung, republikanische Vorstellungen und einen lebhaften Prominentenkult in einem Land, das neuerdings um seine Identität ringt und weiterhin alte Klassenkämpfe austrägt. Statt auf lähmende Unterwürfigkeit trifft man auf ein verbreitetes Misstrauen gegenüber offiziellen Organen und Personen der Öffentlichkeit. Zugleich hat sich der Königshof mit aller Kraft bemüht, die Massenmedien in den Griff zu bekommen, die ihrerseits mit dem extremen Wandel der Medienlandschaft zu kämpfen haben und um ihre Existenz ringen. Angesichts sinkender Einnahmen steht die Presse unter wachsendem Druck, Geschichten zu produzieren, komme, was wolle. Rechtschaffene Journalisten müssen sich mit legitimen Anfragen und Recherchen durch einen Sumpf von Halbwahrheiten und Fiktionen rund um das Königshaus durchkämpfen, oft ohne zuverlässige Ansprechpartner und ausgebremst durch die Regelungen zur offiziellen Schweigepflicht. Das Internet, das ursprünglich eine neue Ära der Transparenz verhieß, hat diesen Sumpf nur noch vertieft.

Und im Mittelpunkt dieses Schlamassels steht Charles, die Hand in der Tasche, ein Mann, den man auch unter normalen Umständen nur schwer durchschauen könnte. Ein faszinierender Mensch, der wie wir alle seine Fehler hat und doch ganz anders ist als wir. Was ihn von uns unterscheidet, ist seine außergewöhnliche Erziehung, durch die er darauf getrimmt wurde, anders zu sein, und zu glauben, dass dies auch so bleiben müsse – ein Ureinwohner des Planeten Windsor. »Er identifiziert sich mit Menschen in Not. Oft habe ich den Eindruck, als wäre er ein völlig Fremder in seinem Umfeld, weil er so wahnsinnig engagiert ist und weil ihm die Dinge am Herzen liegen, Themen wie Menschen«, sagt Lucia Santa Cruz, eine Freundin aus der Studienzeit. »Ich glaube, er wird so verkannt wie kaum eine andere Figur der Geschichte.«⁸ Damit hat sie wohl recht. Charles ist deshalb so schwer zu verstehen, weil wir ihn nicht nach den Maßstäben unserer eigenen Erfahrungen und Erwartungen bewerten können. Und die Missverständnisse in der Kommunikation rühren oft daher, dass es ihm mit uns genauso ergeht.

Er sucht die Nähe und pocht gleichzeitig auf Distanz, indem er sich von vielen seiner Freunde und allen seinen Angestellten »Sir« nennen lässt. (Persönliche Nachrichten signiert er manchmal mit »Carrick«, einem seiner Grafentitel.) »In Clarence House eifert man um die Wette, wer sich am tiefsten verbeugen kann, ohne hinzufallen«, sagt ein Angehöriger seines Haushalts. Als prominenter Nutznießer einer überkommenen Ungleichheit widmet er sich unermüdlich der Aufgabe, sie mithilfe seiner Stiftungen zu mildern. Mit seinem ganzen Tross von Angestellten zieht er von einer noblen Residenz zur anderen, hat allerdings in Highgrove und weiteren Wohnsitzen eine Reihe umweltfreundlicher energiesparender Technologien installieren lassen. Er sucht die Weisheit, hat aber gelegentlich auch Torheiten begangen und auf törichte Ratschläge gehört. Er ist leichter zu kritisieren als zu durchschauen. Der »weltweit wahrscheinlich kreativste Gründer karitativer Projekte«, wie Sacks ihn bezeichnet, wird oft als ein Mensch ohne Ziel und Motivation geschildert.⁹ Als Pflanzenflüsterer karikiert, ist er tatsächlich ein Vordenker in Umweltfragen. Obwohl er von früh am Morgen bis spät in die Nacht arbeitet und eine wachsende Reihe königlicher Pflichten mit seiner selbst gewählten gigantischen Aufgabe verbindet, halten ihn viele für unausgelastet.

Von Geburt an zum König bestimmt, setzt er sich tatsächlich viel höhere Ziele. Was ihn selbst betrifft, sucht er nach Lebenssinn, Erkenntnis und Glück, doch für andere sind seine Anliegen sogar noch weiter gesteckt – da geht es ihm um nichts Geringeres als die Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen und die Heilung einer geschundenen Natur. »Ich stelle mich nur den allerschwierigsten Aufgaben. Denn ich möchte neue Perspektiven eröffnen und dafür sorgen, dass aus Resignation wieder neue Hoffnung erwächst und aus Mangel und Not Heil entsteht«, sagte er zu mir in seinem gemütlichen Arbeitszimmer in Birkhall auf Schloss Balmoral.¹⁰ »Man spricht oft über Schuldgefühle bei privilegierten Menschen. Manchmal glaube ich, was ihn antreibt, ist das schlechte Gewissen«, überlegt Emma Thompson.¹¹

Dies lässt sich leicht nachvollziehen. Birkhall ist eine der vier auf seiner Homepage aufgeführten Residenzen; außerdem stehen ihm Häuser in Schottland und Rumänien sowie Räumlichkeiten in den Palästen der Familie zur Verfügung. Seine Einkünfte legt er stets offen: Im Jahr 2013/2014 bezog er aus dem Herzogtum Cornwall, den 1337 zur Finanzierung der Ausgaben der Thronerben zusammengefassten Ländereien, ein Einkommen von 19,5 Millionen Pfund. Hinzu kamen 2,2 Millionen aus dem Sovereign Grant, den die Regierung als Gegenleistung für die Durchführung königlicher Pflichten zum Unterhalt der Royals beisteuert. Die Jahresbilanz des Prinzen und die Bilanz des Herzogtums Cornwall enthalten keine näheren Einzelheiten, doch im gleichen Jahr beliefen sich die offiziellen Kosten seines Haushalts auf 12,1 Millionen Pfund. Zieht man davon die beachtlichen Summen für seinen Beitrag zum Lebensunterhalt seiner Söhne und seiner Schwiegertochter, die Kosten größerer Projekte sowie die Steuerverbindlichkeiten von 4,2 Millionen Pfund ab, bleiben ihm immer noch geschätzte 2,5 Millionen Pfund – abgesehen von den Einnahmen aus privaten Investitionen.

Er ist also reich – vielleicht nicht so reich wie seine »Bond-Schurken«, aber sicherlich gut betucht. Einige seiner Kritiker vertreten deshalb auch den Standpunkt, er solle seine Stiftungen aus eigener Tasche finanzieren. »Die karitativen Einrichtungen arbeiten völlig selbstständig. Seine Königliche Hoheit ist zwar ihr Repräsentant, doch er hätte gar nicht die Mittel, sie alle am Leben zu erhalten, außerdem würde ihm das nicht helfen«, entgegnet ein Mitarbeiter. »Da jede Wohlfahrtsorganisation auf Spenden angewiesen ist, sind die Kontakte zu Wirtschaft, Regierung und Öffentlichkeit gleichermaßen wichtig. Wenn Seine Königliche Hoheit all die Stiftungen aus seinem Privatvermögen finanzieren würde, wären sie nicht mehr glaubwürdig und hätten weniger Kooperationspartner.«

Clarence House macht keine Angaben zu Charles' Privatvermögen oder zum Steuersatz der daraus erzielten Einnahmen. Bei einer Pressestunde zu Charles' Jahressteuererklärung 2013/2014 wimmelte sein Erster Privatsekretär eine entsprechende Frage ab. »Eins möchte

ich klarstellen«, sagte Nye. »Wenn [der Prinz] private Einnahmen hätte, wären sie privat, und ich würde Ihnen nichts darüber sagen. Ich möchte jedoch betonen, dass er alle seine Einnahmen auch versteuert. Mit Sicherheit hat er keine Einkünfte, die in seinen Erklärungen nicht berücksichtigt sind.«¹²

Ähnlich undurchsichtig ist die Situation bei der Königin. Im Buckingham-Palast hieß es gewöhnlich, die Queen würde einen einzelnen Briten pro Jahr nicht mehr kosten als eine Tasse Kaffee. Dabei ging man von 56 Pence pro Brite aus, wobei gut gestellte Großstädter heute 2,85 Pfund für einen Cappuccino bezahlen müssen. Auf diese Summe kam man jedoch, indem man den aus dem Sovereign Grant im Jahr 2013/2014 gezahlten Betrag von 36,1 Millionen Pfund durch die Gesamtzahl der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs teilte, nicht aber durch die der Steuerzahler, die diese Belastung eigentlich tragen. Deren jährlicher Beitrag dürfte eher bei etwa 1,19 Pfund liegen oder deutlich höher, wenn man die Aufwendungen für die Bewachung hinzurechnet. Die Kosten für die Sicherheitskräfte von Prominenten einschließlich der Royals werden auf rund 128 Millionen Pfund im Jahr geschätzt.

Die Queen hat also ihren Preis, ist aber auch nicht das teuerste aller Staatsoberhäupter (der mit rein repräsentativen Pflichten betraute deutsche Bundespräsident kostet laut einer Untersuchung nur unerheblich weniger als ein britischer Monarch).¹³ Mit einem Präsidenten oder einer Präsidentin samt Apparat würde man in Großbritannien also wohl nur wenig einsparen. Allerdings würde dieser Präsident Bürgern vorstehen und nicht Untertanen. Das eigentliche Privileg aber besteht darin, dass Königin oder König das Amt des Staatsoberhauptes geerbt haben, anstatt es sich zu verdienen. Dies ist ein Grund, weshalb manch einer die Monarchie und die damit einhergehende Ungerechtigkeit, die in einem nachdenklichen Thronerben Schuldgefühle weckt, niemals akzeptieren wird. Die Monarchie stützt sich darauf, dass die Massen eine absurde Idee akzeptieren, ähnlich wie es Bertrand Russell in seiner Analogie der Teekanne beschreibt. Der britische Philosoph verglich eine Religion und ihre Glaubenssätze mit

dem Konzept einer im All schwebenden Teekanne aus chinesischem Porzellan. »Niemand könnte meine Behauptung widerlegen, wenn ich vorsichtshalber hinzufügte, dass die Kanne zu klein sei, um selbst von unseren stärksten Teleskopen entdeckt zu werden«, betonte er. »Wenn ich aber darüber hinaus auf dem Standpunkt stünde, dass jeglicher Zweifel an meiner Behauptung, die ja nicht widerlegt werden kann, eine unerträgliche Anmaßung menschlicher Vernunft sei, könnte man mir zu Recht vorwerfen, ich redete Unsinn. Wenn die Existenz dieser Teekanne jedoch in alten Büchern bekräftigt werden würde, wenn man dies jeden Sonntag als heilige Wahrheit predigte, wenn man es dem Geist der Kinder schon in der Schule einimpfte, dann würde einer, der an ihrer Existenz zweifelt, als Exzentriker gelten.«¹⁴ Im Vereinigten Königreich und in den Commonwealth Realms werden Untertanentreue und ein System der unfairen Verteilung von Rechten und Verantwortlichkeiten – wie auch von Wohlstand – von den Kanzeln gepredigt und in Schulen gelehrt.

Allerdings erfüllt die britische Königin mehr als nur repräsentative Pflichten. Durch die Verfassung sind ihr einige maßgebliche Funktionen vorgegeben. So ist sie die »Fount of Justice« – Quelle der Gerechtigkeit –, außerdem Oberbefehlshaberin der Streitkräfte, Oberhaupt der Church of England, sie verschafft Gesetzen mit ihrer Unterschrift Gültigkeit und hat die Macht, das Parlament zu vertagen. Sie berät den jeweils amtierenden Premierminister und sah sich zweimal genötigt, einen neuen zu benennen, als sich die Regierungspartei nicht auf einen Parteiführer einigen konnte. Meist aber folgte sie der Regel, sich als Souverän aus der Politik herauszuhalten. Ihr ältester Sohn tut das nicht.

Charles vollführt die gewagtesten Manöver, um »ein für ihn selbst und andere bedeutsames Thema ins Licht [zu] rücken, mit dem Ziel, eine öffentliche Debatte anzuregen ... zu dem, was er als fundamental wichtig für die Gesundheit der Nation einschätzt, ohne dass dabei die Parteipolitik berührt wird.«¹⁵ Seine Stellung bietet ihm eine Plattform zur Darlegung seiner Ansichten. Zugleich hat eben diese Stellung zur Folge, dass sich ein Teil seines Publikums taub stellt, das

seinen Botschaften vielleicht zugestimmt hätte, wären sie von anderer Stelle formuliert worden. Doch da er in seinem Idealismus nicht durch die im Wahlkampf bestehenden Grenzen gebremst wird, da seine Visionen nicht von der nächsten Abstimmung oder von der Rücksichtnahme auf Parteigänger beeinflusst werden, konnte er sich zu einem hervorragenden Vermittler mit starker Überzeugungskraft entwickeln, der in vielen Bereichen schon jetzt einen größeren Einfluss ausgeübt hat, als es Anhänger wie Kritiker vielleicht wahrhaben wollen. Und sein Denken – ähnlich unbehindert von Restriktionen – führte ihn in exotischere philosophische Sphären, als die meisten Außenstehenden vermuten.

2010 veröffentlichte der Prinz ein zusammen mit Ian Skelly und dem Umweltpolitiker Tony Juniper verfasstes Buch, das mit einem erstaunlichen Satz beginnt: »Dies ist ein Aufruf zur Revolution.«¹⁶ Das Werk ist sein Manifest. Am Hof war man besorgt über die aufrüttelnde Botschaft von *Harmonie: Eine neue Sicht unserer Welt* und gab sich alle Mühe, sie herunterzuspielen.

Schon 1994 hatte Charles in einigen Kreisen der anglikanischen Kirche Irritationen ausgelöst. Damals schlug er vor, die Titulierung des Monarchen von »Defender of the Faith« – »Verteidiger des Glaubens« – in »Defender of Faith« – »Verteidiger von Glauben« – umzuändern, was man ihm fälschlicherweise als Synkretismus auslegte.¹⁷ *Harmonie* zeigt, welche persönlichen Überzeugungen seiner Beschäftigung mit scheinbar unzusammenhängenden Themen wie Architektur, ganzheitliche Medizin, Ökologie, Bildung, Aussöhnung der Religionen und Rückkehr des Schaffleischs auf britische Speiseteller zugrunde liegen. Er verbindet den sogenannten Perennialismus mit seiner Rückbesinnung auf altes Wissen, den Holismus, also die Idee vom Einklang aller Systeme der Natur, und andere mystisch angehauchte Konzepte mit dem enger gefassten Glauben der Kirche, deren Oberhaupt er eines Tages sein möchte. Eine für Kinder überarbeitete und lediglich in den Vereinigten Staaten erschienene Fassung des Buchs enthält einen anderen bemerkenswerten Satz: »Verteidiger der Natur, das möchte ich sein. Willst du mir dabei helfen?«¹⁸

Eine genauere Lektüre ergibt erhellende Einblicke in die Gedankenwelt des Autors: Seine Königliche Hoheit Prinz Charles Philip Arthur George, mit den Titeln Prince of Wales, Träger des Hosenbandordens, des Distelordens, des Order of the Bath, Ritter des Order of Australia, Mitglied des Order of Merit, des Queen's Service Order, des Privy Council sowie Aide-de-Camp Ihrer Majestät, Graf von Chester, Herzog von Cornwall, Herzog von Rothesay, Graf von Carrick, Baron von Renfrew, Lord of the Isles, Prince and Great Steward of Scotland – König im Wartestand, Verkörperung ewiger Anwartschaft, Symbol des Establishments – sieht sich selbst als Renegaten, also als Abtrünnigen.

Seit Jahren hat er mit seinen Ansichten öffentliche Debatten entzündet. »Seine Stellung gibt ihm die Möglichkeit, Ideen zu unterstützen und zu verbreiten«, sagt sein Freund Patrick Holden, Biolandwirt und Gründungsdirektor des Sustainable Food Trust. »Dieser Einsatz für andere ist ihm eine Herzensangelegenheit.«¹⁹ Durch sein Engagement verschafft Charles manchmal wichtigen Themen Gehör, gelegentlich aber ist er auch viel zu laut. Republikaner wie Monarchisten fordern, der Prinz solle sich stärker an seiner Mutter orientieren, die Distanz wahrt, meistens schweigt und daher eine Projektionsfläche für Ideale wie Einigkeit und Dienst an der Allgemeinheit bietet. In dieser Hinsicht wird Charles seiner Mutter jedoch nie nacheifern. Er ähnelt eher seinem starrköpfigen, eigensinnigen, für seine unbedachten Äußerungen berühmten Vater, obwohl die Beziehung zwischen den beiden bekanntermaßen angespannt ist. Letztlich und paradoxerweise gleicht er in vielen seiner typischen Eigenschaften sogar seiner ehemaligen Frau Diana, die durch ihr Leben und Sterben sein Bild in der Öffentlichkeit so stark beeinflusst hat.

»Diana hat mir mehr als einmal erklärt, dass sie gerade wegen ihres tief empfundenen Leids in der Lage sei, eine Verbindung zu all den Benachteiligten aufzubauen«, sagte ihr Bruder Graf Spencer in seiner berühmten Grabrede. Empfindsam, mitfühlend und emotional wendet nun auch der Prinz seinen Schmerz nach außen und sucht Heilung für sich selbst, indem er anderen hilft. Wie Diana kann

er aufbauen und niederreißen. Instinkt und Erfahrung haben aus Charles einen König der Herzen gemacht, jemanden, der aus sich herausgeht, um die Dinge zu verändern. Und seit Neuestem vertritt er die Überzeugung, dass sein Einsatz keineswegs unvereinbar ist mit seiner gegenwärtigen und zukünftigen ererbten Rolle, weil er der Monarchie eine neue Bedeutung verleihen kann.

Doch da er zunehmend Pflichten seiner Mutter als Staatsoberhaupt übernimmt, ist er im Interesse der Monarchie genötigt, diese Impulse und Anliegen immer öfter zu unterdrücken und mit jenen Kräften zusammenzuarbeiten, die unbeabsichtigt oder ganz bewusst das Ausmaß seiner Tätigkeiten und ihren Einfluss herunterspielen. Ich bin jedoch der Ansicht, dass man weder der Institution, deren Zukunft von Charles abhängt, noch den Erfordernissen einer Demokratie, deren konstitutionelle Stütze sie ist, einen Gefallen tut, wenn man Fakten verschleiert. Wenn meine Schilderung manchmal komisch wirkt, liegt es daran, dass Charles' Leben in vielen seiner Wendungen Stoff für eine Komödie böte, sei es durch das Verhalten der Menschen in seinem Umfeld wie auch durch sein eigenes. Er macht gern Witze, und gelegentlich macht man Witze über ihn. Wie Emma Thompson bemerkt, »hat das Ganze eine äußerst absurde Seite, und da er ein intelligenter Mensch ist, sieht er das selbst.«²⁰

Ich verbinde mit diesem Buch aber auch eine ernste Absicht. Eine gesunde Demokratie braucht die sachkundige Auseinandersetzung über Sinn und Zukunft der in sie eingebetteten Monarchie. Bei allen Argumenten, die man gegen sie vorbringen kann, muss man die Funktion eines Staatsoberhauptes berücksichtigen, die Anziehungskräfte des Planeten Windsor und die Auswirkungen, die die Zerstörung dieses Himmelskörpers unten auf der Erde haben könnte. Dieses Buch unternimmt den Versuch, Befürwortern und Gegnern mehr Klarheit zu verschaffen.

Zumindest aber verdient es Charles, verstanden zu werden.

Am 4. März 2014 sprangen die Bewohner des Kensington Palace über ihren eigenen Schatten und gaben einen Empfang für Journalis-

ten. Nicht für irgendwen, sondern für Hofberichterstatter, jene Umnachteten, die ihre Tage damit verbringen, sich Geschichten über das Haus Windsor aus den Fingern zu saugen. William und Harry, deren Widerwillen gegen den Berufsstand unverkennbar ist, fühlten sich allem Anschein nach nicht wohl in ihrer Haut. William machte ungelenk Konversation und verschwand dann so früh wie möglich. Sein jüngerer Bruder, hektische Flecken vom Hals an aufwärts, stellte sich dem Kampf und erkundigte sich bei den *Daily-Mail*-Reportern nach ihrer Arbeit in der auf kurzfristige Meldungen eingerichteten Onlineredaktion, insbesondere der von Paparazzi dominierten Spalte mit den Kurznachrichten, der sogenannten »Sidebar of Shame« (Spalte der Schande). Kate, den kleinen George auf der Hüfte, mischte sich ungezwungen unter die Gäste.

Es war eine merkwürdige Veranstaltung, und wie widerwillig die Gastfreundschaft gewährt wurde, ließ sich am gewählten Ort – einem Korridor mit mehreren Verwaltungsbüros – und am begrenzten Weinflaschenvorrat ablesen. Einige der Geladenen werteten dies allerdings nicht als Affront, sondern als positives Zeichen. Der Herzog und die Herzogin von Cambridge, wie William und Kate seit ihrer Hochzeit 2011 offiziell heißen, und Prinz Harry, der sitcomreif bei ihnen im Kensington Palace wohnt, wollen sich von der Förmlichkeit an den Höfen ihrer Großmutter und ihres Vaters distanzieren. Sie sind Vertreter ihrer Zeit und deshalb näher am Volk.

Dies jedenfalls verkündeten Palastvertreter, ehe das Trio erschien. Die jungen Prinzen seien erwachsen, William habe seine Militärlaufbahn beendet, und Harry sei vom Cockpit des Hubschraubers an den Schreibtisch gewechselt. Gemeinsam mit Kate wollten sie sich jetzt ihren Aufgaben als Repräsentanten des Königshauses widmen. Wie dies aussehen könnte, auf welche Anliegen sie sich konzentrieren würden, ließ man offen. Zweck der Einladung jedoch sei es, gegenüber den altherwürdigen führenden Labels – Königin Elizabeth II. und dem Prince of Wales aus dem Mutterkonzern – ihren Anspruch als unabhängige Markenzeichen zu etablieren. Harry wollte in jener Woche eine der ersten von ihm selbst ins Leben gerufenen Veranstal-

tungen eröffnen, die Invictus Games, einen Sportwettbewerb für verwundete Soldaten. Und allen Anwesenden, mit denen er später ins Gespräch kam, erklärte er mit soldatischer Entschlossenheit, im Unterschied zu seinem Vater beabsichtige er nicht, ein weitverzweigtes Imperium karitativer Einrichtungen aufzubauen oder eine große Zahl von Mitarbeitern zu beschäftigen. Er habe andere Pläne.

Harry steht vor dem gleichen Problem wie Charles: in einem durch den Zufall der Geburt bestimmten Leben eine sinnvolle Aufgabe zu finden. Drei Generationen der britischen Königsfamilie – insgesamt achtzehn Personen – sind in derselben Branche tätig: die Königin und Prinz Philip, Camilla, Charles, seine Söhne und seine Schwiegertochter, Prinz Andrew, Prinz Edward samt Gattin Sophie Gräfin von Wessex, Prinzessin Anne sowie eine Reihe von Namen und Gesichtern, die selbst Kenner des Hofes nur schwer benennen können: der Herzog und die Herzogin von Gloucester, der Herzog und die Herzogin von Kent, Prinzessin Alexandra, Prinz und Prinzessin Michael von Kent. Sie alle leisten einen diffusen Dienst an der Allgemeinheit, für den es keinen allgemeinen Leitfaden gibt. »Ein Thronfolger bei uns hat keinen Rang. Er hat ein Kreuz zu tragen«, bemerkte Alan Bennett. Der Prinz wiederholt diesen Satz häufig in seinen Reden, und er meint ihn ernst.²¹ Zur Bemessung des Arbeitspensums eines Thronfolgers zählt man die Termine, die er ableistet. Die Queen rauscht tagsüber noch immer durch eine Vielzahl kurzer Begegnungen und Veranstaltungen, ihr Ältester aber nimmt sich lieber Zeit für die einzelnen Punkte auf seinem Terminplan. Sein Wert lässt sich noch schwerer einschätzen, ist wie bei seiner Mutter eingebettet in schüchterne Bekenntnisse zu Stolz und Identität der Nation, jedoch ohne die Kernfunktion zu erfüllen, die ihr Substanz gibt: die Rolle als Staatsoberhaupt. Der Erfolg der Royals als Gruppe oder als Individuen hingegen lässt sich leichter feststellen: anhand der öffentlichen Meinung.

Unter diesem Aspekt schlägt sich die Monarchie recht wacker.

Königin Elizabeth ist Oberhaupt des Commonwealth, einem freiwilligen Zusammenschluss von 53 Staaten, größtenteils, aber nicht aus-

schließlich, ehemaligen britischen Kolonien. Bei sechzehn von ihnen, den Commonwealth Realms, fungiert sie als Staatsoberhaupt. Dazu zählen Antigua und Barbuda, Australien, die Bahamas, Barbados, Belize, Kanada, Grenada, Jamaika, Neuseeland, Papua-Neuguinea, St. Kitts und Nevis, Saint Lucia, Saint Vincent und die Grenadinen, die Salomonen, Tuvalu und das Vereinigte Königreich. Sie ist außerdem Staatsoberhaupt der nicht zum Vereinigten Königreich gehörenden Kronbesitzungen Jersey, Guernsey und der Isle of Man sowie von zwölf britischen Überseegebieten, die einstmals zum Empire gehörten: Anguilla, Bermuda, das Britische Antarktis-Territorium, das Britische Territorium im Indischen Ozean, die Britischen Jungferninseln, die Kaimaninseln, die Falklandinseln, Gibraltar, Montserrat, die Pitcairnsinseln, St. Helena, Ascension und Tristan da Cunha, Südgeorgien und die Südlichen Sandwichinseln, die Souveränen Militärbasen Akrotiri und Dekelia auf Zypern und die Turks- und Caicosinseln.

Die jamaikanische Premierministerin Portia Simpson Miller versprach nach ihrem zweiten Wahlsieg im Jahr 2012, die Monarchie abzuschaffen. Bei einer Abstimmung sprachen sich jedoch ihre Landsleute mit knapper Mehrheit dagegen aus.²² »Dieses Thema bleibt in Jamaika auf der Tagesordnung. Bislang wurde keine endgültige Entscheidung zu unserem genauen Kurs getroffen«, schrieb Diedre Mills, stellvertretende Hochkommissarin Jamaikas in London, im April 2014 auf eine E-Mail-Anfrage zur eventuellen Umsetzung von Simpson Millers Plänen.

Australien erwog 1999 die Möglichkeit, sich von der Krone loszusagen. In einem Referendum stimmten jedoch 54,87 Prozent für die Beibehaltung der Queen als Staatsoberhaupt. Offensichtlich sind die Monarchisten auch weiterhin in der Mehrheit. Nach Williams und Kates Ankunft in Sydney im April 2014 ergab eine Nielsen-Umfrage, dass so wenige Australier wie seit fünfunddreißig Jahren nicht mehr die Abschaffung der Monarchie fordern. Premierminister Tony Abbott, ehemaliger Leiter des Interessenverbands Australians for a Constitutional Monarchy, nutzte denn auch sein Amt, um die Verleihung von Adelstiteln nach britischem Vorbild wieder einzuführen.

Sein neuseeländischer Amtskollege John Key initiierte eine Debatte über die Neugestaltung der Nationalflagge, auf der immer noch der britische Union Jack integriert ist. Doch 2014 wurde Neuseeland ein weiteres Mal von Großbritannien erobert. Bei Williams und Kates Besuch füllten sich die Straßen mit jubelnden Menschen, die sich in britische und neuseeländische Flaggen hüllten. Key sah sich zu der Erklärung genötigt: »Tief in meinem Herzen halte ich es für unausweichlich, dass wir [eine Republik] werden, aber der Zeitrahmen hat sich beträchtlich weiter in die Zukunft verschoben.«²³

Dies dürfte erst recht für Großbritannien gelten. Als man 1969 in Umfragen die an Hochverrat grenzende Frage aufwarf, ob das Land ohne die Windsors nicht besser dran sei, antworteten etwa 20 Prozent mit Ja. Diese Zahl blieb in der Folge erstaunlich konstant; kleinere Abweichungen nach oben gab es nur als Reaktion auf royale Fehltritte, Pannen und die Scharmützel während des zermürbenden Ehekriegs zwischen Charles und Diana. Im ersten Schock nach Dianas Tod hätte man eigentlich eine stärkere Abneigung gegen die Monarchie erwarten können, doch die Zahl der Gegner nahm drastisch ab. Die Zustimmungswerte für die Monarchie schrumpften allerdings ebenfalls. Dies zeigen die Ergebnisse der British-Social-Attitudes-Erhebungen, laut denen sich 1983 noch 86 Prozent der Befragten für die Beibehaltung der Monarchie aussprachen, während es 2006 lediglich 59 Prozent waren. Im Jahr 2012 ergab sich jedoch wieder ein völlig anderes Bild. Eine Ipsos-MORI-Umfrage im Vorfeld des diamantenen Thronjubiläums der Königin verzeichnete ein großes Minus bei den Anhängern der Republik und einen entsprechenden deutlichen Anstieg bei der Beliebtheit der Royals.²⁴ 2013 hielten 75 Prozent der Teilnehmer an der British-Social-Attitudes-Umfrage die Monarchie für unverzichtbar.²⁵

Dieser Umschwung ist bemerkenswert, wenn man das zeitliche Umfeld betrachtet. Die Politik hat einen schlechten Ruf, die Banken und die Presse haben einen noch schlechteren. Das Vertrauen in die Polizei sowie in die gute alte BBC ist angeschlagen. Kirchen sind in

Skandale verwickelt, verzeichnen immer weniger Gottesdienstbesucher und haben mit dem sozialen Wandel zu kämpfen. Wo man auch hinblickt, stößt man auf die gleiche Tendenz – überall auf dem Globus wächst die Skepsis gegenüber den etablierten Institutionen. Eine starke Regierung ist in den meisten demokratischen Staaten ein Widerspruch in sich selbst. Im Zuge der unerfreulichen Nachwehen des Arabischen Frühlings und der Globalisierung der Anti-Globalisierungsbewegung ist es nicht der Stolz auf die Nation, der die Menschen auf die Straße treibt, sondern die Wut.

In Spanien wandte sich diese Wut gegen einen König, der wegen seines Einsatzes für Spaniens Rückkehr zur Demokratie nach dem Tod des Diktators Franco hoch verehrt worden war. Den Urlaub in Botswana in Begleitung einer Frau, die nicht die Königin war, hätte man ihm vielleicht nachgesehen, womöglich auch, dass er auf Elefantenjagd ging, obwohl er Ehrenpräsident des spanischen Zweigs der konservativen Umweltschutzorganisation World Wildlife Fund ist. Doch all dies geschah zur falschen Zeit: Sein Land befand sich in einer Wirtschaftskrise, in der ein Viertel der Spanier ihre Jobs verloren hatte und die Hälfte der jungen Menschen arbeitslos war. Der König hatte versichert, er sei voller Mitgefühl, die Situation bereite ihm schlaflose Nächte. Als seine Tochter Prinzessin Cristina 2014 in einem Korruptionsprozess als Zeugin zu den geschäftlichen Praktiken ihres Mannes befragt wurde, sank die Zustimmung zu Spaniens Königshaus zum ersten Mal seit Wiedereinsetzung der Monarchie unter 50 Prozent. Juan Carlos dankte ab.

Den Windsors aber jubeln die Menschen noch immer mehrheitlich zu. Anlässlich der Hochzeit von William und Kate versammelten sich 2011 eine Million Menschen in London. Zehntausende drängten sich auf dem Civic Square im neuseeländischen Wellington und vor der Oper im australischen Sydney, um das Paar willkommen zu heißen. Kates Foto war während dieser Reise ständig auf den Titelseiten zu sehen, und als es einmal in der *Times* fehlte, schrieb ein Leser an die Redaktion: »Sir, in Ihrer Ausgabe vom Mittwoch gab es kein Foto der Herzogin von Cambridge. Es geht ihr doch hoffentlich gut?«²⁶

Wie die Schwiegermutter, die sie nie kennenlernte, besitzt Kate jenen Glamour, der den Windsors gänzlich fehlt.

Während der Feierlichkeiten zum diamantenen Thronjubiläum der Königin beobachteten die durchnässten Zuschauer am Themseufer, wie die damals sechsundachtzigjährige Monarchin eine zwei-stündige Flussfahrt durchstand und vom Bug des Schiffes aus der Menge zuwinkte, obwohl es so stark regnete, dass sechs Personen aus ihrem Gefolge später wegen Unterkühlung ins Krankenhaus gebracht wurden. »Man muss mich sehen, damit ich glaubwürdig bleibe«, hatte die Königin erklärt.²⁷

Gemäß dieser Haltung kommen die Windsors weit herum, besuchen Fabriken, Geschäfte und Veranstaltungen, durchschneiden rote Bänder, enthüllen Tafeln, arbeiten sich an Absperrgittern entlang, werden gesehen und sind glaubwürdig. Und während sich die Königin und ihr Gemahl mit zunehmendem Alter eher auf kürzere Reisen und leichtere öffentliche Auftritte beschränken, treten die beiden nächsten Generationen in den Vordergrund. Nachdem Charles seinen Sohn mit den Feinheiten der Investiturzeremonie vertraut gemacht hatte, wozu auch eine Übungsstunde mit einem extra aus Birkhall herbeigebrachten Schwert gehörte, vertrat William die Queen im Oktober 2013 zum ersten Mal im Buckingham-Palast bei der Verleihung von Adelstiteln. Im darauffolgenden Monat hatte Charles sein Debüt und eröffnete anstelle seiner Mutter das im Zweijahresturnus stattfindende Gipfeltreffen der Regierungschefs des Commonwealth.

Dies war eine besonders heikle Mission, gehörte sie doch zu der Strategie, die Commonwealth-Mitglieder an den Prinzen zu gewöhnen, damit sie ihn als nächstes Oberhaupt des Verbunds akzeptieren – was keineswegs automatisch erfolgt, sondern von den Regierungschefs nach dem Tod seiner Mutter entschieden werden muss. Der freiwillige Zusammenschluss unabhängiger Staaten steht vor ganz eigenen Herausforderungen, wenn er über das zweite Elisabethanische Zeitalter hinaus Bestand haben will. Das Commonwealth verpflichtet seine Mitglieder durch eine Charta zu Demokratie,

transparenter Politik und Rechtsstaatlichkeit. Unter besorgten Blicken offizieller Vertreter des Palasts hielt der Prinz die Eröffnungsrede der von Sri Lanka als Gastgeber veranstalteten Konferenz, während zur gleichen Zeit weltweit gegen die blutigen Menschenrechtsverletzungen in diesem Lande protestiert wurde und staatliche Eingriffe die Berichterstattung über die Veranstaltung behinderten. Ein Insider aus Clarence House bezeichnete dies trocken als »eines der lebhafteren Treffen der Regierungschefs des Commonwealth in den letzten Jahren«.

In diesem Buch werden wir Charles' Auslandsmissionen genauer untersuchen und durchleuchten, wie er die subtile Überzeugungskraft eines Royals nicht nur nutzt, um britische Interessen zu vertreten, sondern auch um Themen anzusprechen, die eine Regierung sonst gern vermeidet. Für den Dalai Lama und seine Anhänger ist der Prinz der Größte. In Armenien wird er verehrt. Die Rumänen heißen ihn als einen der Ihren willkommen, und das nicht nur, weil Charles die Abstammung von Vlad III. geltend machen kann, jenem Herrscher aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der Bram Stoker als Vorbild für seine Romanfigur des Grafen Dracula diente. Charles besitzt in Transsilvanien zwei Häuser und setzt sich dort für den Erhalt der traditionellen Dörfer ein.

Königshäuser im Nahen Osten, die sich von Diplomaten kaum beeindrucken lassen, empfangen ihn als Gleichrangigen. »Was er dort macht, kann sonst niemand«, sagt ein Insider während seiner Reise nach Saudi-Arabien im Februar 2014, als die Bilder von Charles beim Schwertertanz um die Welt gingen. »Er liebt es, sich zu verkleiden und zu tanzen«, meint einer seiner Freunde. Doch das ist nicht der Punkt, auf den der Insider anspielt. Vielmehr geht es um Charles' substantielle Unterstützung der britischen Geheimdienste. Der Prinz hat sich aus freien Stücken erboten, ihr erster königlicher Schirmherr zu sein, und entwickelte die Idee einer internen Preisverleihung für Angehörige eines Berufsstandes, dessen Leistungen ansonsten im Dunkeln bleiben. Großbritanniens Inlands- und Auslandsnachrichtendienste – der Security Service (MI5), der Secret Intelligence

Service (MI6) und das für elektronische Kommunikation zuständige Government Communications Headquarter – haben für dieses Buch eine gemeinsame Erklärung verfasst: »Der Einsatz Seiner Königlichen Hoheit für die Nachrichtendienste ist den Angehörigen der drei Dienste höchst willkommen und findet bei ihnen große Wertschätzung.« An späterer Stelle in diesem Buch werde ich schildern, wie dieser Einsatz aussieht und wie weit er reicht. »Er ist unglaublich – ein gewaltiger Aktivposten«, sagt ein Mitarbeiter des britischen Außenministeriums.

Angesichts solcher Lobeshymnen und des Glücks seiner Familie sollte man meinen, dass der Prinz bei der Bevölkerung in hohem Ansehen steht und große Zustimmung findet, während er immer mehr Aufgaben als Staatsoberhaupt übernimmt. Umfragen zeigen jedoch, dass er zwischen seiner unangreifbaren Mutter und der reizvollen jüngeren Generation einen schweren Stand hat. Er wird zwar nicht gehasst, aber auch nicht geliebt – außer in Kreisen der Republikaner, die in ihm ein wandelndes und sprechendes Argument für die Abschaffung der Monarchie sehen. Ist Charles also vielleicht eher eine Bürde für die Monarchie, für die Demokratie, für sich selbst?

Auf den folgenden Seiten werde ich diesen Fragen nachgehen und einen Ausblick in eine Zukunft wagen, die Charles, wie wir wohl vermuten dürfen, auf den Thron führen wird. Zu diesem Zweck müssen wir all seine verschiedenen Facetten betrachten, sowohl die humanitären Anliegen, die ihn umtreiben, als auch die Launen und Zwänge, die seine Bilanz gefährden könnten. Ich werde seine außergewöhnlichen Leistungen hervorheben wie auch seine manchmal ebenso kapitalen Fehler. Außerdem beleuchte ich das Umfeld und die Einflüsse, die einen Menschen mit derart starken Extremen hervorgebracht haben, und befasse mich mit dem breiten Spektrum seiner Anliegen, die ihn daran hindern werden, sich jemals mit der schlichten Rolle des Staatsoberhauptes zufriedenzugeben. Um eine Frage gleich vorweg zu beantworten: Dass er so gründlich unterschätzt wird, liegt daran, dass er gelegentlich selbst sein schlimmster Feind sein kann und auch nicht selten ist.

Charles erscheint wie der Prototyp eines Eingeweichten, geboren mit einem ganzen Bündel silberner Löffel im Mund und seit dem Tod seines Großvaters im Jahr 1952 nur einen Rang von dem höchsten aller Ämter entfernt. Dieses Privileg – oder die lebenslange Strafe – brachte es mit sich, dass er sich nie als Teil der Allgemeinheit fühlen konnte, sondern als Beobachteter und Beobachtender stets auf Distanz blieb. »Ich versuche mich in die Situation der anderen hineinzuversetzen, und weil ich unentwegt durchs Land reise, denke ich, wenn mich mein Weg durch einen Ort oder eine Straße führt, oft über das Leben der Menschen nach, die dort wohnen«, erklärte er mir.²⁸ Andere Mitglieder seiner Familie nehmen ihr Los offenbar nicht so schwer. »Die Leute fragen mich: ›Wollen Sie nicht mal für vierundzwanzig Stunden mit mir tauschen? Ihr Leben muss ganz außergewöhnlich sein«, sagt sein Bruder Prinz Andrew. »Aber ich kenne natürlich kein anderes Leben. Für mich ist es nicht außergewöhnlich. Nicht anders ist es für die Königin; sie kennt nur dieses.«²⁹

Wenn man Prinz Charles die Möglichkeit gäbe, für einen Tag in ein anderes Leben zu schlüpfen, würde er nicht lange zögern. So aber sucht er sich Führer durch eine Welt, in der er nie ganz zu Hause ist. Im Jahr 1985 erschien er zu einem »Essen mit Gleichaltrigen« an meinem damaligen Arbeitsplatz, der Redaktion des *Economist*. Sein diesbezüglicher Wunsch – oder die Forderung – schloss mich aus: Ich war zu jung und kam – wie er – aus einer anderen Welt. In der dünnen Luft des Speisesaals der Führungskräfte im vierzehnten Stock hätte ich mich nicht wohlgeföhlt. Als in Großbritannien aufgewachsene Amerikanerin, geprägt durch staatliche Schulen und eine wenig angesehene Universität, glaubte ich an das Prinzip Leistung statt Herkunft, das in meinen Augen Realität war. Doch als ich in die Redaktion des *Economist* eintrat, sah ich mich eines Besseren belehrt: Meine vorwiegend männlichen Kollegen schienen alle aus dem gleichen Nest von elitären Privatschulen und den Universitäten Oxford und Cambridge geschlüpft zu sein. Dreißig Jahre später ist der britische Alltag noch immer von Klassendenken geprägt. In der seriösen Presse wie in den

meisten anderen Schlüsselpositionen des Landes dominiert weiterhin das überwiegend weiße, männliche und privilegierte Denken, verkörpert durch Mitarbeiter, die soziale Mobilität durch strukturelle und kulturelle Hürden blockieren. Eins der schlagkräftigsten Argumente gegen die Monarchie ist, dass sie als Bewahrerin des dysfunktionalen Status quo fungiert. Um das Ausmaß dieser Dysfunktion zu verstehen, braucht man sich nur anzusehen, wie die politische Führungsschicht sich abmüht, mit dem gemeinen Wähler in Kontakt zu kommen, wobei sie die Vermittlung ihrer Botschaften an die Redakteure der Boulevardpresse auslagert. Oder wie die Sprache und der Akzent eines Angehörigen der britischen Armee häufig auf seinen militärischen Rang schließen lässt.

Der *Economist* war in dieser Hinsicht stets noch ein Stück abgehobener als die restliche seriöse Presse. In jenen Jahren besaßen nicht wenige seiner Journalisten einen Landsitz, Dinnerjackets und genügend ererbtes Geld, um auf die Royals als deutsche Parvenüs herabzublicken. Unser Elfenbeinturm aus Glas und Beton – ein Beispiel jener brutalistischen Architektur, die der Prinz so verabscheut – schien also kaum geeignet, um Erkenntnisse über die reale Welt zu gewinnen. Dennoch herrschte in der Redaktion zumeist ein freundlicher und zivilisierter Umgangston. Meine Kollegen – das Beste, was Großbritannien zu bieten hatte – waren brillant, und Charles brauchte ihre Expertise dringender denn je.

Vier Jahre zuvor hatten einige Ereignisse seinem Leben eine ganz neue Wendung gegeben: die Heirat mit Lady Diana Spencer am 29. Juli 1981 und davor die Unruhen in englischen Großstädten – im April im Londoner Stadtteil Brixton und nur wenige Wochen vor seiner Hochzeit in Birmingham, Leeds, Liverpool und Sheffield. »Ich weiß noch, als es zu diesen schrecklichen Ausschreitungen kam, hatte ich den Eindruck, wir müssten Mittel und Wege finden, um diesen Personen mehr Möglichkeiten zu geben, denn das Ganze hatte seine Ursache in Frustration und Entfremdung«, sagte er später.³⁰ (Er spricht von »Menschen« oft als »Personen«, ein unglücklicher Begriff, der seine eigene Entfremdung zeigt.)

Aus diesem Gedanken entwickelte sich der Prozess, der seinen führungs- und orientierungslosen Prince's Trust zu einer einsatzfähigen und leistungsstarken Einrichtung machte, die heute stolz darauf hinweisen kann, dass sie jährlich mehr als 55 000 junge Menschen auf dem Weg in die Selbstständigkeit unterstützt oder ihnen zu einem Platz in einer Schule, einem Ausbildungsplatz oder einer Anstellung verhilft. Die Stiftung ist der am wenigsten umstrittene Bereich seines erstaunlich breit gefächerten und eigenwilligen Wirkens. In den 1980er-Jahren suchte der Trust ebenso wie sein Gründer nach seinem Platz in einem höchst politisierten Umfeld. Keine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, dass der Souverän – und damit letztlich auch der Thronerbe – über der Politik stehen soll.

Es gab eine bedeutsame Gemeinsamkeit zwischen dem Prince's Trust und der Regierung Margaret Thatcher: Beide propagierten den Unternehmergeist, nur dass der Staat die jungen Menschen bei der Entwicklung jenes Geistes schmählich im Stich ließ, während Charles' Stiftung sie auffing und mit praktischer Hilfe unterstützte. Thatcheristen machten ein die Empfänger verhätschelndes und entmündigendes Wohlfahrtssystem für die Probleme verantwortlich, die Linken hingegen den Thatcherismus, der nicht lange zögerte, Bereiche des Sozialsystems abzubauen und nicht mehr wettbewerbsfähige Staatsbetriebe umzustrukturieren. Während der Regierungszeit der ersten und bislang einzigen britischen Premierministerin sank die Produktivkraft des Landes von einem Bruttoinlandsprodukt von 17,62 Prozent im Jahr 1979 auf 15,18 Prozent bei ihrem elf Jahre später erfolgten Rücktritt. Zur gleichen Zeit wuchs der unterhalb der offiziellen Armutsgrenze lebende Bevölkerungsanteil von 13,4 auf 22,2 Prozent.³¹

»Ich habe lediglich nach Wegen gesucht, wie wir auf die zunehmende Arbeitslosigkeit reagieren könnten – es waren drei Millionen oder so was in der Art –, als die traditionellen Betriebe geschlossen wurden. Womit, um Himmels willen, wollte man die Arbeitsplätze für so viele Personen ersetzen? Es dauerte schrecklich lange, bis sich etwas Neues entwickeln konnte, deshalb dachte ich, was immer wir in kleinem Rahmen tun könnten, ist besser als gar nichts«, sagte

Charles.³² Diese Hilfe in kleinem Rahmen war für Charles die große Antwort auf eine offene Frage, die ihn seit Jahren quälte: Wie konnte er seine Lehrzeit als Monarch für etwas Sinnvolles nutzen, obwohl sie keine konkreten Aufgaben beinhaltete? Es war jedoch ein ausgesprochen schwieriger Weg für einen Menschen, der im wahrsten Sinne des Wortes nicht von dieser Welt war, wie seine Gastgeber beim *Economist* rasch erkannten.

Michael Elliott, damals politischer Korrespondent und einer der wenigen Journalisten des *Economist*, die keine teure Privatschule besucht hatten, erinnert sich an die Gespräche, die bereits vor dem Kaffee wegen mangelnder Anknüpfungspunkte zu versiegen drohten. »Das Hauptthema waren gequält wirkende Betrachtungen über seine eigene Rolle als Prinz. Hinzu kam einiges königliche Gemurmel, dass Großbritannien seinen früher legendären Elan eingebüßt habe (was 1985 ein Gemeinplatz war). Ich sah das anders und wies den Prinzen auf die neue junge Unternehmenskultur hin, die man in jenen Tagen in den Straßen und Clubs erleben konnte, also die Boutiquen, Fernsehstudios, Werbeagenturen von Soho und Covent Garden. Noch heute sehe ich den völlig verständnislosen Gesichtsausdruck vor mir, mit dem er meinen Darlegungen folgte. Erst später machte mich ein Kollege auf das Offensichtliche aufmerksam, nämlich dass der Prinz – abgesehen von Besuchen des Royal Opera House – wohl kaum je nach Soho oder Covent Garden gekommen, geschweige denn durch die Straßen geschlendert war und die Lebenszeichen des neuen Großbritanniens gesehen hatte.«³³

Nach Elliotts Ansicht war nur ein Mensch unter den Royals in der Lage, dies zu erkennen und seine demotische Sprache zu verstehen: Diana. Die Prinzessin hätte ihrem Gatten jene Wirklichkeit näherbringen können. Doch als sich ihre Beziehung verschlechterte, nutzte sie ihre Gaben, um ihn in seiner Position zu schwächen.

Trotz seiner einzigartigen exponierten Stellung – trotz all der dokumentierten Lebensetappen von seiner Geburt über den ersten Schultag, den ersten Drink in einer Bar, die ersten Freundinnen, die erste

Ehe, die ersten Anzeichen eines Zerwürfnisses, die ersten Anzeichen, dass Zerwürfnisse Leben zerstören können – bleibt Charles ein Rätsel. »Ich finde es schade, dass die Menschen ihn nicht verstehen. In einem größeren geschichtlichen Zusammenhang wird man ihn jedoch als den erkennen, der er ist«, sagt Elizabeth Buchanan.³⁴

Sie hat recht. Allerdings haben sich der Prinz und sein Stab lange Zeit auch eher um Kontrolle als um Transparenz bemüht. Walter Bagehot, der große viktorianische Essayist und Herausgeber des *Economist*, bemerkte in seiner Abhandlung über die Monarchie: »Sie bezieht ihre Kraft aus dem Geheimnis. Wir dürfen nicht zulassen, dass ihr Mysterium enthüllt wird.«³⁵ Bagehot definierte die Rolle des Monarchen gegenüber der Regierung als eine Reihe von Rechten: das Recht, konsultiert zu werden, zu unterstützen und zu warnen. Das letzte dieser Rechte beanspruchte der Thronfolger während seiner Lehrzeit bislang mit großem Eifer.

Als der junge Charles vom Planeten Windsor nach unten sah, erblickte er des Menschen Werk, und was er sah, war nicht zu seinem Wohlgefallen. Zumindest nicht alles. »Ich konnte es nicht ertragen, dass sie ganze Stadtzentren und historische Stätten niederrissen, Hecken rodeten, Bäume fällten, um schreckliche, von Chemikalien verseuchte Brachen zu schaffen. Eben all dies. In meinen Augen war es Wahnsinn«, erinnert er sich.³⁶

Selbst jetzt treiben ihn Einsamkeit und Rastlosigkeit um. Da er mehr reist und mehr Menschen trifft als die meisten Minister, lässt er sie gern an den Erkenntnissen teilhaben, die er bei diesen Begegnungen gewonnen hat. Seine langjährige Mitarbeiterin Julia Cleverdon nannte seine ausführlichen handschriftlichen Aufzeichnungen wegen ihrer nachträglichen Ergänzungen, Unterstreichungen und Ausrufezeichen in meist schwarzer Tinte »Black Spider Memos« (»Schwarze-Spinnen-Briefe«). Unermüdlich verfasst Charles manchmal zehn dieser Memos nach dem Abendessen und führt außerdem noch Tagebuch über seine Reisen. Angesichts der Vertraulichkeitsverpflichtung, die alle Angestellten des Palasts unterzeichnet haben, und mehrerer Geheimhaltungsstufen ging der Prinz davon aus, dass

seine äußerst freimütigen Memos niemals an die Öffentlichkeit gelangen würden. »Ich habe nie ein Problem mit ihm gehabt«, meint ein ehemaliger Kabinettsminister. »Er hat das Recht auf seine eigene Meinung.«

Diese Ansicht teilt bei Weitem nicht jeder. Wie ich noch weiter ausführen werde, liegt dies an der dem Monarchen verfassungsmäßig zugewiesenen Rolle, weit häufiger aber noch an der oft kontroversen Natur von Charles' Ideen.

Denn der Prinz ist ein Mann mit starken Überzeugungen. Die braucht er auch, will er sich seine Moral bewahren in einer Welt, die zu durchlässig geworden ist, als dass man sich auf Geheimhaltung verlassen könnte. Halbwahrheiten und aus dem Zusammenhang gerissene Fakten sickern fast täglich an die Öffentlichkeit durch. Nach langwierigen juristischen Auseinandersetzungen, die der *Guardian* unter Alan Rusbridger anstrebte, hat der Oberste Gerichtshof entschieden, dass siebenundzwanzig handschriftliche Memos des Prinzen veröffentlicht werden dürfen.

Die meisten britischen Republikaner gehen wie Rusbridger davon aus, dass allzugroße Vertrautheit mit den Royals, und vor allem mit Charles, Verachtung erzeugen wird, weil die Aura des Geheimnisvollen für den Prinzen lebenswichtig ist. Wenn man offenlegt, wer und was er ist, könnte der Konsens zur Bewahrung der Krone zusammenbrechen. Vielleicht haben sie recht. Charles zu kennen bedeutet nicht zwangsläufig, ihn auch zu lieben – was immer das heißt. Er verfügt über lebenswerte Eigenschaften, ein ganzes Arsenal an Witzen und einen Haufen Empfindlichkeiten, die viele seiner Handlungen erklären, obwohl sie kein Freibrief sind. Er meint es gut. Ihm liegen Themen und Menschen am Herzen. Er verbringt sein Leben mit der Suche nach Nähe zur Welt, um sie zu retten. Er ist »ein Mensch, der keinen anderen Ehrgeiz hat, als die Dinge zum Besseren zu wenden und Gutes zu tun«, um es mit den Worten von Elizabeth Buchanan auszudrücken.³⁷ Außerdem ist er kompliziert, schwierig, häufig cholерisch, nicht selten starrköpfig und in manchen Bereichen schlichtweg im Irrtum. Diese Biografie möchte Prinz Charles mit seinen

Schwächen – und den Fehlern, die oft daraus entstehen – sowie seinen positiven Einflüssen und guten Werken gerecht werden, die gewöhnlich im Verborgenen bleiben. Wie die Rolle des Staatsoberhauptes und die ihm verordnete Neutralität zu verstehen ist, bleibt offen – ebenso offen wie die Frage, ob sich der König britischer Wohltätigkeitsorganisationen dazu eignet, dem Vereinigten Königreich vorzustehen. Enthüllen wir das Mysterium.

Kapitel 1

Ein Tag aus seinem Leben

Es scheint, als habe sich jeder einzelne der über sechstausend Einwohner des südwalisischen Örtchens Treharris an der schmalen Straße vor der Fleischerei Cig Mynydd Cymru aufgereiht. In den engen Ladenräumen beendet ein Angehöriger des SO14, der für die Royals abkommandierten Sondereinheit für Personenschutz des Metropolitan Police Service, soeben seine Inspektion. Trotz des möglichen Sicherheitsrisikos bittet er die Inhaber, die Hintertür offen stehen zu lassen. »Sorgen Sie dafür, dass es kühl ist«, rät der Beamte. »Er mag es so kühl wie möglich.«

Ben und Ryan, zwei Achtjährige, turnen an den Absperrgittern und rätseln, was der Besuch sonst noch alles verlangt haben mag. Denn sie wissen bereits, dass dieser bedeutende Prominente, der in Kürze in ihrer Mitte erscheinen soll, über besondere Macht verfügt. »Er kommandiert die Leute herum«, sagt Ben. Ryan – selbst ein »echter Waliser, kein bisschen englisch«, wie er stolz erklärt – ergänzt: »Er sagt, was die anderen tun müssen, und wenn sie nicht folgen, schlägt er ihnen den Kopf ab.«

Als das Auto des Prinzen in Sicht kommt, juchzen die Jungs, und die Menge klatscht und schwenkt walisische Fähnchen. Damit demonstriert sie ein Zusammengehörigkeitsgefühl, auf das sich die Weltmarke Windsor seit jeher berufen kann. Der letzte wirklich walisische Prince of Wales, Llywelyn ap Gruffudd, starb im Jahr 1282. Und wenn sich auch in einigen Landesteilen manchmal Stimmen ge-